

Meine Erinnerungen über den Wechsel aus dem Spezialhospital 6031 Roja zum „Kraftwerkslager“ 280/18 in der Ukraine, Rußland, 1945

von

Günter Maier, geb. 1915, Waffen-Oberfeldwebel in der Panzerjägerabteilung und Füsilier-Bataillon 320 der 320. Infanterie-Division in der 6. Armee

verfaßt am 15.1.2009 in den USA

Ein Karl aus Hamburg war bei mir und wir blieben dann auch die ganze Zeit zusammen. Wir fuhren auf einem amerikanischen Lastwagen zum Arbeitslager Nr. 280/18.

Hier wurde von den Gefangenen unter russischer Leitung ein zerstörtes Kraftwerk wiederaufgebaut. Die Lagerleitung war von der Heeres-„Bewährungskompanie“ und wir nannten sie die „Edelkommunisten“. Sie waren gut, sorgten auch für genug Essen und einen freien Arbeitstag in der Woche. Am Sonntag wurde Fußball gegen die russischen Soldaten gespielt.

Wir wurden in eine Hundertschaft aufgenommen und schliefen mit 50 Mann in einem großen Raum mit Stroh auf der Erde.

Jeden Morgen war Appell: antreten und abzählen. Die Arbeitskolonnen für das Kraftwerk waren schon abmarschiert. Es war vielleicht 15 Minuten Weg bis zur Arbeitsstelle. Oft wurden dann Handwerker gesucht. Karl stand neben mir und wir hatten uns versprochen, uns nie freiwillig zu melden. Denn für Facharbeit gab es eine Sonderration und wir wollten schlank bleiben für eine frühe Entlassung und Rückkehr in die Heimat. Irgendwie war das wie Gandhis passiver Widerstand. Aber unser Gefühl war richtig, denn viele Hunderttausende Gefangene verloren die Gelegenheit zur frühen Heimkehr, da sie Facharbeit leisteten, aber wenn man Hunger hat, funktioniert das Gehirn schlechter - der Magen bestimmt, was zu tun ist. Würde einer von uns sich melden, sollte der andere ihn warnen: „Nimmt deine Hand runter, sonst kriegst eins aufs Maul!“

So lebten wir im Lager als „bedingt arbeitsfähig“ und als Dystrophiker vom Lagerlazarett und Doktor überwacht. Wir machten leichte Arbeit wie Rasen mähen, Fußballplatz pflegen, usw.. Kartoffeln schälen und Geschirr spülen war sehr begehrt und genügend Bewerber waren dafür da.

Nach ein paar Tagen fand ich dann eine richtige Arbeit für mich. In einer Ecke des Lagers war eine Schmiede. Zu meinem Erstaunen war da ein komplettes deutsches Schweißgerät. Schweißen war bei der Arbeit meine Spezialität. Leicht dachte ich, aber es war doch schwere Arbeit. Der Schmied war glücklich, einen Helfer zu bekommen. Ich machte einen Schweißtest, der gut ausfiel. Aber am Anfang gab es wenig zu Schweißen außer an den Schaufeln. Der Schmied machte jeden Tag ein paar Spitzschaufeln aus allem möglichen Blechmaterial neu. Auch zur Reparatur erhielten wir oft welche vom Kraftwerk, denn zum Wiederaufbau des Kraftwerks war unser Lager bestimmt. Die gebrochenen Schaufeln wurden elektrisch geschweißt und das war meine Aufgabe. Der Schmied richtete sie auch aus. Nur das Material war knapp, einige Stücke bekamen wir vom Kraftwerk oder besorgten uns selbst was. In der Lagerumgebung waren viele zerstörte Schrottlastwagen, meistens amerikanische Dodge-4-Tonnen-Typen. Mit einem Soldaten als Wache montierten wir die Kotflügel ab, die wir dann gerade hämmerten und mit Kaltmeißeln in die Schaufelform schnitten. Natürlich mußte ich mit dem großen

Schlaghammer hauen. Das ging einige Tage gut, dann mußte ich ins Lagerlazarett gehen zum Aufzupäppeln. Ich verlor Gewicht und wog nur etwa 41 Kilo. Der deutsche Lagerarzt warnte mich: "Sie stehen mit einem Bein im Grab". Der Arzt war sehr gut. Ich machte ihm auch eine kleine Schaufel und Kohlenschütte für seinen Herd zum Heizen und Kochen (und Desinfizieren seiner Instrumente). Auch für die Köche machte ich Feuerschaufeln und Haken, bessere als wie sie hatten.

Unser Essen wurde in einigen großen eisernen Badewannen gekocht. Da gab es auch oft Reparaturarbeit für meinen Schmied und mich. Natürlich gab es dafür ein paar Tage einen extra Schlag mit der Kelle vom Boden, das Dickste aus der Suppe. Beim Kochen mußte ein Helfer ständig die Suppe mit einem Kanupaddel rühren, sonst gab es Angebranntes.

Sonntags wurde nicht gearbeitet, das hatte die deutsche Lagerverwaltung errungen. Die Lagerverwaltung kam meist aus den deutschen "Bewährungs- und Strafbataillonen", die bei den Nazis "politisch unzuverlässig" galten, oder oft auch aus Konzentrationslagern.

Eine unserer Hauptarbeiten war das Spitzen und Schärfen von Betonmeißeln und anschließendes Härten. Dabei mußte ich die Meißel bis zur roten Glut erhitzen. Die Vierkant-Spitze machte mein Geselle mit einem schweren Handhammer und ich schlug dann einige Male kräftig mit dem großen Vorschlaghammer. Schweißelektroden waren knapp und wir "organisierten" uns welche vom Kraftwerk. Auch machte ich mir einige aus dickem Zaundraht. Die Umhüllung war eine Mischung aus Zement und etwas Zucker. Die Schweißnähte sahen damit nicht besonders gut aus, aber es ging zur Not.

Eines Tages bekamen wir den großen Auftrag, Bettrahmen aus Eisen zu machen, da Holz knapp war und auch von schlechter Qualität. Der Lageringenieur und ich machten eine Skizze für die Etagenbetten, drei Lagen übereinander, herzustellen aus den Moniereisen, die vom Betongießen im Kraftwerk übrig waren.

Es gab viel zu biegen, und das Schweißen war meine Aufgabe. Das ganze Gestell war dann 1 m breit mal 2 m lang und 1,80 m hoch. Endlich hatten die Männer im Lager dann jeder ein schmales Bett für sich, anstatt auf Stroh auf dem Boden zu schlafen. Es gab nun auch Strohmattentzen, aber keine Bettwäsche.

Eine Nacht so um 22 Uhr wurden der Schmiedegeselle und ich aus unseren Betten geholt. Zwei russische Soldaten mit Maschinenpistolen jagten uns hoch "dawei-dawei!" - schnell, komm - komm! Sie waren in großer Not und hatten Angst vor dem Kriegsgericht wegen mutwilliger Zerstörung von Kriegsmaterial, was schwer strafbar war. Sie waren in einem amerikanischen "Jeep" Kübelwagen unterwegs gewesen, im Suff in ein Loch gefahren und hatten dann eine Vorderachsenfeder gebrochen. Die alte Sprungfeder auszubauen war nicht schwer, aber eine solche Feder kann man nicht schweißen. Also mußten wir ran und eine neue Feder herstellen. Leider waren da nur Federn von alten großen Lastwagen vorhanden. Die Federn waren alle zu breit, aber die Breite wurde reduziert durch mehrmaliges Erhitzen bis die Glut rot war. Dann wurde die Feder auf der ganzen Länge mit einem Kaltmeißel auf 3 cm Breite geschmälert. Das ging die ganze Nacht so, abwechselnd ich und der Schmied mit dem großen Vorschlaghammer. Endlich war die Feder fertig mit neuer Rollöse am Ende für den Schäkel zum Wagen. Es muß anschließend wohl sehr hartes Fahren gewesen sein, da die Lasterfeder viel dicker war. Als unsere Kolonnen am Morgen zur Arbeit gingen, erschienen auch unsere zwei Soldaten. Mit einem Brot für uns kam jeder und einen

Stahlhelm voll mit hellem, lang geschnittenen Krimtabak! Das war herrlich, denn mit Tabak konnte man vieles kaufen und erreichen.

Die Arbeit am Kraftwerk ging wohl langsam voran. Bewegungsmittel oder Transportwagen gab es zu wenig. Wenn ein Kondensator oder etwas anderes sehr Schweres kam, mußten 50 Mann auf Rollen (Baumstämmen) es zur Stelle ziehen. Das war das "Soll" und wenn sie mehr zogen, gab es extra Brot. Wenn 50 Mann das Maschinenteil nicht bewältigen konnten, wurden 100 Mann eingesetzt. Fast so wie in Pharaos alten Zeiten.

Außer dem Kraftwerksaufbau wurde auch ein neuer Anbau gemacht, Fundamente gegraben und betoniert. Man wunderte sich, denn Maschinen kamen an, die normalerweise nicht zur Kraftwerksanlagen gehören. Man munkelte von "schwerem Wasser" aber viele sagten „so was gibt es nicht“. Ein paar Tage später kam dann die Nachricht, daß die Amis zwei Atombomben in Japan abgeworfen hatten.

Das ergab allerhand Spekulationen, wann wir wohl nach Hause zu unseren Familien kommen würden. Einige Männer hatten noch die Flugzettel bei sich, die oft über der Front von den Russen abgeworfen worden waren. Sie lauteten: „Gib auf, komm rüber und erhalte ein Bett zum Schlafen und gutes Essen, und es geht nach Hause innerhalb von drei Monaten nach Friedensschluß“. Viele verstanden nicht den Unterschied zwischen Waffenstillstand und Frieden. Nun war Waffenstillstand aber wann kam der Frieden mit Deutschland? Er kam erst mit Ostdeutschland 10 Jahre später, nachdem die Russen das Land ausgeplündert hatten. Sie nannten es "Wiedergutmachen" und nahmen die deutsche Produktion aus Ostdeutschland ohne zu zahlen. Das war ein diplomatischer Fallstrick. Viele, vor allem Facharbeiter, blieben für viele Jahre in Gefangenschaft. Sie beseitigten ohne Bezahlung nicht nur die Kriegsschäden, sondern bauten auch neue Städte, Straßen und Fabriken. Das waren die drei Monate nach Friedensschluß!

Einen Morgen im Spätsommer kam dann was Neues. Beim Appell wurden Bauern gesucht, die auch Landwirtschaftsmaschinen bedienen und reparieren konnten. Auch der Schmied und ich gingen mit, so an die 30 Männer fuhren wir dann eine Viertelstunde zur Kolchose. Unsere Arbeitskraft war untervermietet worden. Nur wenige russische Soldaten kamen Heim und die waren meistens verletzt oder verwundet. Die russische Armee war auch beschäftigt mit der Besetzung Osteuropas. Es war eine große, erfolgreiche Ernte und der Lagerkommandant gab uns einen Stundenlohn und extra gutes Essen. Wenn der Preis zu hoch gewesen wäre, dann hätte die Kolchosenleitung nicht bezahlt. Was heißt hier Sozialismus oder Helfen fürs Allgemeingut? Und der Kommissar war weit weg, sonst hätten wir für umsonst geschuftet!

Auf der Kolchose waren drei Dreschmaschinen. Zwei davon waren tauglich und eine davon brauchte eine Reparatur. Da waren auch große Kübellaster und ein Kornlader zum Beladen von Waggons. Die Bauern von uns gingen gleich an der Arbeit, sie kannten ja schon die amerikanischen Maschinen "John Deere" und "New Holland". Die Arbeit ging abwechselnd, wenn es Mittagessen gab arbeiteten die Dreschmaschinen und die Mannschaft wechselte dann ab.

Der Schmied fand ein Teil, das gebrochen war und einiges konnte geschweißt werden – meine Arbeit. Die Teile nahmen wir zum Lager mit und übernächsten Tag bauten wir es wieder ein. Beim Mittag brachten sie mir das Gewehr von unserer Wache. Sie war im

Schatten eingeschlafen und damit sie sich oder andere nicht damit weh tun konnte, brach ich die Spitze von der Zündnadel ab. Die Kameraden nahmen die ganze Kugel ab und schütteten das Pulver aus und setzten die Kugel wieder ein... das war besser so.

Die Ernte war groß und über dem "Soll", so daß ein guter Teil bei der Kolchose bleiben durfte. Schlechte Ernte? Das gibt es für den Bauern nicht, der will seinen Teil haben! Wenn die Güterwagons voll waren, ging der Rest des Weizens unter das Dach der Kolchose. Bei der Ernte waren auch ein paar Frauen dabei, die waren kräftig wie die Männer!

Nach einer Woche ging es dann wieder zurück ins Lager und wir hatten einen Haufen Schaufeln zu reparieren und Betonmeißel zu spitzen und härten. Danach fing das Bettenbauen wieder an und für mich das elektrische Schweißen. Ich hoffte, Frau Doktor habe mich nicht gesehen beim Schweißen, sonst würde ich nicht bald nach Haus kommen.

Der Sommer verging. Ab und zu ging ich ins Lagerlazarett zur Erholung und zum Essen von Extrarationen. Dann plötzlich Ende September, inmitten unserer Bettenbauarbeit, wurden wir überraschend von unserem Strohlager hochgescheucht. Kompanieweise ging es zur Verwaltungsbaracke und wir mußten dann warten. Es wurde schon kalt. Es war nachts und wir klapperten und froren. Dann kam ein Befehl uns auszuziehen und nackt marschierten wir ein. Da war ein großer Raum und eine Kommission erwartete uns. Einzeln traten wir vor den Tisch und wurden dann von unserer russischen Doktorin "Frau Major" mit unserem Arzt und Dolmetscher und einem Leutnant überprüft. Man erschien vor der Kommission, gab seinen Namen und Beruf an und wurde erst von vorne angeschaut, danach dann die Rückseite. Die meisten gingen links raus zum wieder Anziehen und zurück ins Lager. Ab und zu ging jemand in eine Ecke von einem Soldaten bewacht. Als ich dann dran war sagte ich „Günter Maier, Schiffsbauer“. Frau Doktor konnte nichts damit anfangen und sagte "Du bist Spezialist!". Sie hatte mich wohl doch in der Schmiede gesehen und wies mir an links zu gehen, worauf unserer Arzt und der Leutnant Einspruch erhoben. "Er ist Dystrophiker und sehr abgemagert!" sagte er und es gab eine heftige Diskussion, nach der ich doch in die Ecke durfte. So standen wir dann in der Ecke, ab und zu kam noch einer dazu, auch der Karl aus Hamburg. Wenn die letzte Hundertschaft (genannt Kompanie) durch war, wurden wir neu ausgestattet mit sauberer deutscher Militärunterwäsche, Hose, Stiefel, Hemd und einer schwarzen Steppjacke. Wir wurden scharf bewacht, damit sich keiner von den Gesunden und Arbeitsfähigen unter uns mischen konnte, wie es im ersten Heimattransport geschah. Am nächsten Morgen waren noch um die 15 Amputierten im Lager aber unsere Edelkommunisten von der Lagerverwaltung fehlten. Sie waren heimwärts gelangt. Deshalb gab es auch eine heftige Debatte zwischen Frau Doktor und dem Transportführer. Wir kriegten eine Marschverpflegung von Brot und Dosenfleisch für die nächsten Tage, für die Zeit bis wir den Haupttransport erreichten.

Es wurde nun langsam Tag, wir gliederten uns 10 in einer Reihe und marschierten dann untergehakt aus dem Tor. Es war gerade Antreten zur Morgenrevision. Wir riefen und winkten "Auf Wiedersehen in der Heimat", wir hatten auch Namen und Adressen zum Benachrichtigen mitgenommen. Mit 25 Mann im Viehwaggon auf Stroh ging es nun endlich Heim. Die russische Bahn ging bis Frankfurt an der Oder. Dort erwischten wir einen überladenen Zug in die russische Zone und zum Sektor von Berlin. Hier bekamen wir dann einen russischen Reisepaß fürs besetzte Gebiet. In Berlin wanderten wir dann im britischen Sektor in ein Auffanglager. Gleich am Tor empfing uns die englische

Ermunterung "bloody this and bloody that". Ein "Tommy" gab uns eine DDT-Pulver Spritze in den Nacken und dann vorn gegen Kleiderläuse. Und dann gab es eine himmlisch schmeckende kleine Dose mit Marmelade, meine war Orangenmarmelade, und ein Paket Kekse, die besten, die ich jemals gegessen habe! Dann wurden wir aussortiert, nach Norddeutschland in einen Zug, so an die Tausend im Güterwaggon mit Stroh. Am nächsten Morgen kamen wir im Nordwesten Hamburgs an. WIR KAMEN HEIM!!

Karl wohnte dicht beim Güterbahnhof. Wir fanden seine Familie nicht ausgebombt. Ich ging dann zu meinem Familienhaus, aber da war nichts - am 27. Juli 1943 ausgebombt! Es war der 31. Oktober 1945. Ich hatte genau acht Jahre Dienst hinter mir in der deutschen Armee. Ich war sehr froh, meine Frau und meine kleine Tochter wiederzusehen.

Dieser Text ist urhebergeschützt